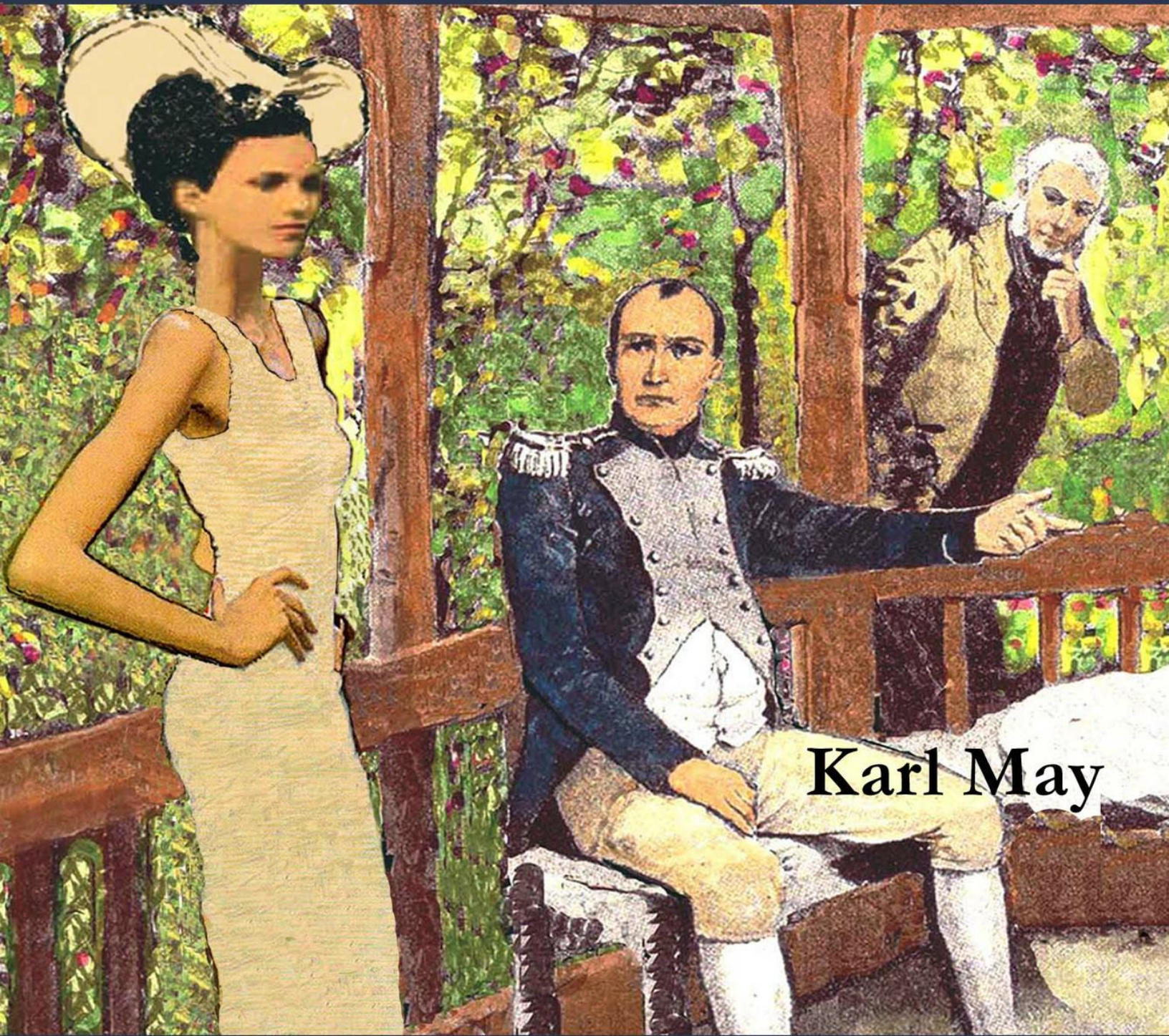


# Die Liebe des Ulanen



**Karl May**

**Gesamtausgabe**

# Inhaltsverzeichnis

[Zwei Gegner](#)

[Ein Veteran](#)

[Ein Zauberer](#)

[Eine Kriegskasse](#)

[Die letzte Liebe Napoleons](#)

[Die Tochter des Kabylens](#)

[Verarmt](#)

[Ein Kundschafter](#)

[Zum Kriege drängend](#)

[Der Spion von Ortry](#)

[Durch Kampf zum Sieg](#)

[Impressum](#)

# Zwei Gegner

Der Moseldampfer, welcher des Morgens halb sieben Uhr von Coblenz abfährt, um nach einem Übernachten in Traben-Trarbach die Passagiere nach Trier zu bringen, hatte Zell verlassen, und arbeitete sich von Neuem auf den Wellen des herrlichen Stromes aufwärts.

Nebst anderen Passagieren, welche meist den zweiten Platz besetzten, war eine Gesellschaft junger Herren aufgestiegen, welche sich in jener selbstbewussten, nonchalanten Weise nach dem ersten Platz begaben, die den Angehörigen einer bevorzugten Lebensstellung eigen zu sein pflegt. Sie musterten die Mitfahrenden mit kalten, von oben herabfallenden Blicken und nahmen unter dem gegen die Sonnenstrahlen aufgespannten Schutzdache Platz, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie Anderen die wohl berechnete Aussicht auf die lachenden Ufer raubten, oder sonst in einer Weise lästig wurden. Ihr in französischer Sprache geführtes Gespräch war so lärmend, so rücksichtslos laut, dass sich aller Blicke verweisend auf sie richteten, doch nahmen sie nicht die geringste Rücksicht davon. Bei Leuten, welche der gewöhnlichen Volksklasse angehören, hätte man dieses Verhalten ungezogen genannt, hier jedoch schwieg man, indem man es vorzog, die Rücksichtslosigkeit nur im Stillen zu kritisieren.

Einer von ihnen, welcher ein riesiges Monokel in das Auge gepresst hatte, deutete mit seinem Stöckchen auf das Ufer und sagte so laut, dass es Jedermann hören konnte: »Lieber Graf, ist es nicht eine Schande, dass ein so schöner Fluss und ein so reizendes Land unserem Frankreich noch immer vorenthalten wird? Wann endlich werden wir einmal marschieren, um uns die linke Seite des Rheines, welche uns gehört, zu holen. Ich hasse die Deutschen!«

»Und bereist doch ihre Länder, bester Oberst!«, meinte spöttisch Derjenige, an welchen die Worte gerichtet gewesen waren.

»Pah!«, antwortete der Oberst. »Man weiß ja, weshalb man sie bereist. Muss man nicht einen Gegenstand, den man erlangen will, vorher prüfen und kennen lernen?«

Er sprach das in einem Tone, als ob man hinter seinen Worten irgendein wichtiges Geheimnis zu suchen habe. Er war ein wirklich schöner Mann, und da er bei seiner Jugend bereits den Rang eines Obersten bekleidete, so war anzunehmen, dass er von außergewöhnlicher Geburt sei und einflussreiche Connexionen besitze.

»Donnerwetter, still!«, sagte sein Nachbar halblaut. »Du gerätst sonst in Gefahr, von diesen guten Teutonen für einen geheimen Emissär gehalten zu werden!«

»Mögen sie es tun! Diese Herren Spießbürger sind sehr ungefährlich. Ein Kampf mit ihren tapferen Heerschaaren müsste ein wahres Vergnügen sein. Ich bin überzeugt, dass wir im Falle eines Krieges mit ihnen einen sehr unterhaltenden Spaziergang nach Berlin machen würden.«

»Darüber gibt es gar keinen Zweifel, nämlich, was den Spaziergang betrifft; ob er aber wirklich viel Unterhaltung bringen würde, das ist sehr fraglich. Diese Deutschen sind ein höchst langweiliges Volk, roh, grob, zugehackt. Blicke Dich um! Findest Du unter den Passagierinnen ein einziges Gesicht, welches der Mühe wert wäre, geküsst zu werden? Ich werde einmal nach der Kajüte gehen, um zu sehen, ob es dort vielleicht etwas Besseres gibt.« Er erhob sich und stieg die enge Treppe hinab, welche nach dem angegebenen Orte führte.

Wer die beiden Damen sah, welche da unten auf der schwellenden Plüschottomane saßen, der musste sich sagen, dass der Graf hier finden werde, was er suchte.

Es war eine Blondine und eine Brünette. Die Erstere war von mittlerer Größe und sehr feinen, doch jugendlich vollen Formen. Unter langen, weichen Wimpern glänzte das milde

Licht zweier himmelblauer Augen, durch welche man tief auf den Grund einer sanften, hingebenden Seele blicken zu können schien. Dieses Mädchen war zwar keine imposante, hinreißende Schönheit, aber in ihrer Anmut und Lieblichkeit musste sie selbst in einem auserwählten Damenkreise als hervorragend bezeichnet werden.

Ganz anders die Brünette. Von hoher, junonisch voller Gestalt, schien sie nur zum Gebieten bestimmt zu sein. Ihre Züge glichen denjenigen, welche der Maler jenen persischen Schönheiten zu geben pflegt, welche geschaffen sind, die Sterne eines ganzen Harems zu verdunkeln. Der herrlich modellierte Kopf trug eine Fülle kastanienbrauner Haare, welche die Zofe jedenfalls nur schwer überwältigen konnte. Auf der alabasterweißen Stirn thronte ein Adel, welcher dem Gesichte den Charakter der Unnahbarkeit verlieh. Die großen, unter herrlich geschwungenen Brauen blitzenden, und von vollen, seidnen Wimpern beschatteten Augen, besaßen jene mandelähnliche Form, welche nur der Orient zu geben vermag; doch war diese Form nicht in jener determinirten Weise ausgeprägt, welche man an den unvermischt gebliebenen Kindern Israels bemerkt. Das kleine, nur leicht und außerordentlich graziös gebogene Näschen war zwar sehr fein geschnitten, zeigte aber doch zwei rosig angehauchte Flügel, welche sich ganz energisch aufzublähen vermochten. Der kleine Mund war geradezu wunderbar gezeichnet zu nennen. Ganz wie zum glühenden, überwältigenden Kusse gemacht, zeigten die granatnen Lippen doch nicht jene auffallende Fülle, welche nur das Vorrecht besonders sinnlicher Naturen zu sein scheint. Und wenn sich diese Lippen zu einem Lächeln öffneten, so erschienen zwei Reihen perlenkleiner Zähnen, an denen sicher selbst der erfahrenste Dentist kein Fehlerchen hätte entdecken können. Dieser Mund stand eigentlich im Widerspruch mit sich selbst, doch gerade dieser Kontrast war es, der ihn bezaubernd machte. Um die eigenartig graziöse Schwingung der Lippen lagerte

sich Trotz und Sanftmut, Stolz und Milde, Selbstbewusstsein und Hingebung, Kühnheit und weibliches Zagen, und es musste der Zukunft überlassen bleiben, welche von diesen Eigenschaften die Oberhand erlangen, und dem Gesichte dann sein vollendetes Gepräge erteilen würde.

Die Gestalt dieser Dame war voll, aber nicht unschön, üppig, obgleich ein pedantischer Kritikus vielleicht gesagt hätte, dass der Busen, welcher seine sommerlich leichte Hülle zu zersprengen drohte, die Blicke der Männer ein ganz klein Wenig zu sehr auf sich zu ziehen vermöge. Das feingewebte, eng anschließende Reisekleid war nicht vermögend, die herrlichen Formen eines sinnberückenden Körperbaues ganz zu verbergen. Das kleine, aber kräftig gebaute Händchen schien nur bestimmt zu sein, mit Inbrunst an das Herz gedrückt zu werden, und unter dem leise emporgerafften Saume des Kleides blickte ein Füßchen hervor, welches den Neid von tausend Damen zu erwecken vermochte. Diese beiden Mädchen waren in ein sehr erregtes Gespräch vertieft. Sie führten dasselbe, obgleich sie sich ganz allein befanden, doch mit unterdrückter Stimme. Es war daraus zu erraten, dass sie sich vielleicht sehr wichtige und doch sehr jungfräuliche Geheimnisse mitzuteilen hatten.

»Aber, liebe Marion«, sagte die Blonde, »davon habe ich bisher ja gar nichts gewusst! Ich denke, wir haben niemals ein Geheimnis gehabt, und nun erfahre ich zu meinem Erstaunen, dass Du gerade das Allerwichtigste, was es für ein Mädchen gibt, mir so lange Zeit und so hartnäckig verschwiegen hast!«

Die Brauen der Brünetten zogen sich leicht zusammen, und sie antwortete: »Ich habe mich keiner Verschwiegenheit gegen Dich schuldig gemacht, meine gute Nanon. Ich habe dieses Geheimnis ja erst aus dem letzten Briefe erfahren, welchen Papa mir schrieb. Hier, hast Du ihn!«

Ihre Stimme klang kräftig, voll und rein wie Glockenton. Man hörte es ihr an, dass sie vom gebieterischsten Befehle an bis herab zum süßesten Liebesgeflüster aller Modulationen fähig sei. Es war das eine Stimme von seltener Resonanz und dabei doch so biegsam und weich; sie besaß die Kraft des Herrschens und die Innigkeit des Einschmeichelns; sie klang so sonor und doch so warm; ihr Ton schien nicht zwischen den Ligamenten des Kehlkopfes, sondern in der Tiefe der Brust gebildet zu werden, oder aus der untersten Kammer des Herzens, dem heiligsten Innern der Seele, zu kommen. Wer die Stimme hörte, wurde gebannt und ergriffen wie Einer, der im Dunkel eines hohen Domes kniet und plötzlich aus der Höhe des Orgelchores den wunderbaren, zauberischen Klang der Voxhumana erzittern hört.

Marion griff in ein zierliches Saffiantäschchen, welches an ihrem Gürtel hing und dessen massiv goldener Bügel mit echten Ceylonperlen besetzt war, und zog einen Brief hervor, welchen sie der Freundin reichte. Diese öffnete ihn, um ihn zu lesen. Während sie dies tat, nahmen ihre lieblichen Züge den Ausdruck des höchsten Erstaunens an, und als sie das Blatt wieder zusammengefaltet hatte und es zurückgab, sagte sie unter einem bedenklichen Schütteln des feinen Köpfchens: »Das ist wirklich ganz außerordentlich! Du sollst schleunigst nach Hause zurückkehren, um den Dir bestimmten Bräutigam kennen zu lernen! So hast Du diesen Oberst, Graf Rallion, noch niemals gesehen?«

»Nie. Ich weiß nur, dass die Rallions von sehr altem, aber verarmtem Adel sind und dass der jetzige Chef der Familie die Gunst der Kaiserin, also auch des Kaisers, in hohem Grade besitzt. Dies ist jedenfalls auch der Grund, dass sein Sohn bereits Oberst ist, obgleich er ein noch jugendliches Alter zu besitzen scheint.«

»Aber wie kommt Dein Papa zu dem Projekt dieser rein geschäftsmäßigen Verbindung?«

»Das ist auch mir ganz unbegreiflich. Ich werde es aber baldigst erfahren.«

Diese Worte waren in einem so bestimmten Tone gesprochen, und jetzt konnte man deutlich das energische Erzittern ihrer Nasenflügel beobachten.

»Kennt der Oberst Dich vielleicht, Marion? Als Freundin darf ich Dir wohl sagen, dass Du sehr, sehr schön bist. Es ist sehr leicht möglich, dass er Dich zu besitzen wünscht, wenn er Dich einmal gesehen haben sollte.«

Die Gefragte ließ ein merkwürdig geringschätziges Lächeln um ihre schönen Lippen spielen, als sie antwortete: »Das wäre wohl ganz und gar kein Grund, ihm meine Freiheit und Selbstständigkeit zu opfern. Wer mich einst besitzen will, der muss es verstehen, sich nicht nur meine Liebe, sondern auch meine größte Hochachtung zu erwerben. Ich werde mich niemals verschenken.« Sie warf den Kopf mit einer unnachahmlich stolzen Bewegung zurück. Man sah, dass sie sich ihres Wertes sehr wohl bewusst war.

»Ah! Du hast wohl gar ein Ideal?«, fragte Nanon lächelnd.

»Ich habe eins, wie jedes junge Mädchen«, lautete die Antwort. »Aber ich weiß, dass dieses Ideal ein Unding, ein Phantasma ist. Aber eigentümlich –«

Sie hielt mitten im Satze inne. Ihre vorher so selbstbewusst leuchtenden Augen nahmen plötzlich einen sinnenden Ausdruck an, mit dem sie sich durch das offene Fenster hinaus auf die Wellen richteten, welche unter dem Rade des Dampfers wild hervorschäumten, und weit ausgreifende, dunkle Wasserfurchen bildeten, deren gischtgekrönte Wände die diamantenen Reflexe des Sonnenlichtes zurückwarfen.

»Was?«, fragte die Freundin. »Was ist eigentümlich?«

Marion strich sich mit der Hand leise über die Stirn und antwortete langsam: »Es ist eigentümlich, ja sogar wunderbar, dass ich einen Mann gesehen habe, welcher ganz genau den Körper, das Äußere meines Ideales besitzt. Die Seele freilich wird dann desto unähnlicher sein. Ich war



fast erschrocken, als ich die Gestalt, von welcher ich so oft geträumt hatte, plötzlich in Wirklichkeit erblickte.«

»Das ist allerdings fast ein Wunder zu nennen. Du bist glücklich, liebe Marion. Wenn doch auch ich einmal die Inkarnation meines Ideals sehen könnte! Aber sag, wo hast Du den Mann gesehen, und wer war er?«

»Es war in Dresden und er war Offizier. Ich fuhr nach dem berühmten Blasewitz, welches Schiller durch seine ›Gustel‹ verewigt hat, und begegnete da auf der Straße einer kleinen Truppe von Offizieren. Sie jagten an meinem Wagen vorüber, schnell wie Phantome, und doch sah ich das Bild meiner Träume unter ihnen – es war dabei.«

»Wie interessant, wie romantisch, liebe Marion, hast Du ihn wiedergesehen?«

»Ihn nicht; aber – sein Bild.«

»Ach! Erzähle! Du hast Dich vielleicht nach ihm erkundigt?«

»Wie wäre dies möglich gewesen? Übrigens erwartetest Du mich in Berlin; ich hatte Eile. Aber Du weißt, dass ich mich in Berlin photographieren ließ. Ich musste einige Augenblicke warten; ich befand mich ganz allein im Atelier; ich betrachtete die Porträts und Landschaften, welche da an den Wänden hingen und auf den Tischen lagen. Da – da erblickte ich sein Bild. Er war es, ganz genau getroffen, genau so stolz und schön, genau in derselben Ulanenuniform, wie er in Dresden an mir vorübergestürmt war. Sein Bild hatte Visitenkartenformat; es war ein Brustbild; es lagen einige Dutzend Exemplare auf einem Häufchen beisammen auf dem Tisch –«

»Welch glücklicher Umstand!«, rief Nanon. »Weißt Du, was ich an Deiner Stelle getan hätte?«

»Jedenfalls dasselbe, was ich tat«, lächelte Marion. »Ich war allein; Niemand sah es – ich wurde zur Diebin; ich stahl eine der Karten und steckte sie zu mir.«

Da schlug Nanon fröhlich behend die Hände zusammen und frohlockte: »So werde auch ich Dein Ideal zu sehen

bekommen! Welch eine durchtriebene Spitzbübin doch diese stolze, kühle Marion ist! Du hast Dir die Photographie doch heilig aufbewahrt?«

»Das versteht sich!«

»O, wenn Du sie doch bei Dir hättest! Ich vergehe vor Neugierde, vor Sehnsucht, das schöne Traumbild, das sich so unverhofft verkörpert hat, zu sehen.«

Ihre Augen richteten sich mit wirklicher Begierde auf Marions Hände, welche nach dem bereits erwähnten Täschchen gegriffen, um dasselbe zu öffnen und die dort verborgene Karte hervorzuziehen.

»Du hast sie? Sie ist da?«, fuhr sie fort. »Nun sollte noch sein Name dabei stehen; denn Du konntest den Photographen unmöglich nach demselben fragen, da er sonst ja gewusst hätte, wer den Raub begangen hat.«

»Der Name steht auf der Rückseite«, bemerkte Marion.

»Hier hast Du sie!«

Nanon griff mit größter Schnelligkeit zu. Sie drehte sich leicht seitwärts, damit das Licht voll auf das Bild fallen könne und betrachtete es, indem ihr Gesichtchen eine ungeheure Spannung verriet. Sie hielt die Karte abwechselnd nahe und entfernt, um sich ein genaues Urteil zu bilden, und sagte dann: »Ein schöner, ein herrlicher Kopf!«

»Nicht wahr?«, bemerkte Marion mit leuchtenden Augen.

»Und der Name?« Nanon drehte die Karte um und las:

»Rittmeister Richard von Königsau. Auch ein schöner Name. Nicht, Marion?«

Die Gefragte nickte leise mit dem Kopfe und sagte: »Und eigentümlich ist es, dass ich meinem Ideale stets auch den Namen Richard gegeben habe. Richard Löwenherz ist mir der liebste Held der Geschichte, und Richard ist mir der liebste Mannesname.«

»Ich stelle mir Richard Löwenherz allerdings anders vor, als diesen Rittmeister. Ich möchte diesen Letzteren doch lieber mit dem Recken Hüon in Wieland's Oberon

vergleichen. Diese Stirn, dieses Auge, dieser Mund, dieses ganze Gesicht, man muss es beim ersten Anblick lieben. Ich verstehe nichts, gar nichts von Physiognomik; ich lasse am liebsten mein Herz, mein Gefühl, meine Ahnung entscheiden.«

»Nun, was sagt Dir Deine Ahnung? Wie beurteilt sie ihn, liebe Nanon?«

»Dieser Mann ist selbstbewusst, aber nicht adelsstolz; sein starker Körper birgt ein tiefes Gemüt, er ist kühn und verwegen, scheint mir aber auch auf dem Felde der List ein gefährlicher Gegner zu sein. Seine Stirn ist die eines geübten Denkers, und sein Mund scheint mir der Rede mächtig zu sein, schwelgende Beobachtung jedoch vorzuziehen. Sein Naturell ist jedenfalls, um mich der wissenschaftlichen Ausdrücke zu bedienen, ein cholertisch-phlegmatisches; das heißt, er ist heiß- aber langsamblütig, er fühlt und empfindet tief, lässt sich aber von der Gewalt des Augenblicks nicht beherrschen.«

Da nahm Marion mit einem erfreuten, melodischen Lachen rasch das Bild aus der Hand und sagte: »Halte ein! Du beschreibst ihn ja als ein wahres Wunder! Wenn er wirklich so ist, wie Du ihn beurteilst, so gliche er meinem Ideale ganz genau, und ich müsste es sehr bedauern, dass ich über die Familie der Königsau nichts, gar nichts erfahren konnte, obgleich ich Dir aufrichtig gestehe, dass ich mir alle mögliche Mühe gegeben habe.«

»Du brauchtest Dir ja nur den Gothaer Adelskalender zu kaufen!«

»Er war nicht vorrätig, und ich bestellte ihn mir. Da aber rief mich der Brief des Vaters ab, und ich musste Ordre geben, mir den Kalender nachzuschicken. Bis ich ihn erhalte, habe ich mich in Geduld zu fassen. Ah, wie schade!«

Diese letzten Worte wurden leise gesprochen. Sie galten dem Grafen, welcher gerade in diesem Augenblicke in die Kajüte trat, um zu sehen, ob sich hier ein Gesicht finde,

welches wert sei, geküsst zu werden. Als er die beiden Damen erblickte, drückten seine Mienen ein schlecht verborgenes Erstaunen aus; er machte eine tiefe Verbeugung und zog sich schnell wieder zurück. Draußen auf der Treppe murmelte er: »Die Baronesse de Sainte-Marie! Da wäre eine kleine, liebenswürdige Zudringlichkeit am unrechten Platz. Sie versteht es, sich unnahbar zu halten.«

Er kehrte auf das Deck zurück.

»Nun, etwas gefunden?«, wurde er gefragt.

»Allerdings«, antwortete er. »Aber ich habe doch Recht; diese Deutschen haben gar keine Züge. Als ich da unten endlich eine Schönheit entdeckte, ist es eben eine - Französin.«

»Die Du aber nicht zu attackieren wagtest. Du bist schnell genug davon gelaufen.«

»Weil ich sie zufälligerweise kenne. Mit ihr ist nicht zu spaßen.«

»Ah, die muss man sich ansehen!«, lachte Einer. »Ist sie es wirklich wert?«

Der Graf zuckte überlegen die Schulter und antwortete:

»Sie gilt für die größte Schönheit nicht bloß von Paris, sondern von ganz Frankreich.«

Diese Worte brachten eine sichtbare Aufregung unter diesen Rouès hervor.

»Und erbt einmal eine ganz respektable Anzahl von Millionen«, fuhr der Graf fort.

»Ihr Name?«, fragte der vorige Sprecher. »Schnell!«

»Die Dame ist Marion, die Baronesse de Sainte-Marie!«

»De Sainte-Marie! Ah, die ist allerdings berühmt! Ich werde sogleich gehen, um mich ihr vorzustellen. Einer solchen Schönheit muss man huldigen.«

Der Sprecher wollte wirklich davoneilen, wurde aber vom Obersten am Arme gepackt und zurückgehalten. »Halt!«, sagte dieser Letztere. »Bleibe hier. Dieser Dame wird keiner von Euch huldigen.«

»Warum?«, lautete die Frage.

»Weil ich nur allein das Recht zu dieser Huldigung habe; sie ist meine Braut.«

Sie alle blickten ihn fast bestürzt an. Keiner von ihnen wusste, dass er verlobt sei. Und nun gar mit der berühmtesten Schönheit von Paris! Er wurde mit den verschiedensten Fragen bestürmt und beantwortete sie alle in Summa, indem er erklärte: »Die Sache ist kurz folgende: Mein Vater schreibt mir, dass er die Tochter eines Freundes mir zur Frau bestimmt habe. Ich habe die Dame zwar noch nicht gesehen, fand aber keinen Grund, mich dem Willen meines Vaters zu widersetzen. Die Dame ist die Baronesse de Sainte-Marie. Sie war ebenso verreist wie ich; sie kehrt ebenso wie ich auf den Ruf ihres Vaters in die Heimat zurück. Wir befinden uns auf demselben Schiffe, ohne uns gesehen zu haben, oder persönlich zu kennen. Es versteht sich ganz von selbst, dass ich mein Recht auf ihre Person behaupte. Ich gehe jetzt, ihre Bekanntschaft zu machen und verbitte mir jede Einmischung von Eurer Seite auf das Allerstrengste!«

Sein Gesicht hatte den Ausdruck gewechselt. Es schien ein vollständig anderes zu sein. Vorher hatte man es schön und regelmäßig nennen müssen, jetzt aber war es das gerade Gegenteil. Seine Nase war spitz und kreideweiß geworden, die Lippen hatten sich in der Mitte geschlossen, während die beiden Mundwinkel zwei Öffnungen bildeten, aus denen er seine Worte hervorzischte. Die Stirn hatte sich so in Falten gelegt und zusammengezogen, dass das Toupet seines Kopfhaares fast die Brauen berührte. Von den aufgeblähten Nasenflügeln gingen zwei tiefe Furchen bogenförmig nach dem Kinne herab, und alles Blut seines erbleichten Gesichtes schien sich nach dem glattrasierten Stierhalse zurückgezogen zu haben, dessen heimtückische Stärke zu seinem keineswegs riesigen Körperbaue in gar keinem Verhältnis stand.

Die allergrößte Veränderung aber war mit seinen Augen vorgegangen. Sie hatten vorher eine ganz entschieden graue Farbe gehabt, waren aber unter dem Einflusse des Zornes erst dunkel, fast schwarz geworden und hatten dann in schneller Folge alle Färbungen bis zu einem boshaft leuchtenden Gelbgrün durchlaufen, welches umso infernalischer glühte, als die kleinen, feinen Äderchen des Augapfels stark angeschwollen waren und dem Weiß ein blutunterlaufenes Aussehen gaben.

Als er sich jetzt umdrehte und die Treppe zur Kajüte hinabstieg, blickten ihm die Anderen wortlos nach und nur der Graf sagte mit schüchternem Lachen: »Da steckt er wieder einmal die Teufelsflagge heraus!«

Er hatte vollkommen Recht. Der Ausdruck, welchen das Gesicht des Obersten gezeigt hatte, war geradezu ein diabolischer zu nennen. So ein Gesicht und kein anderes hatte der Teufel gemacht, als er den Grundstein zur Hölle legte. So ein Gesicht musste er machen, so oft er die Seele eines Verdammten in den Pfuhl stieß, dessen Schwalch niemals verlöscht, und so ein Gesicht muss er machen, wenn er sich an den Qualen ergötzt, welche die Gerichteten erleiden, denen jede Hoffnung genommen ist für alle Ewigkeit. Wer dieses Gesicht sah, der musste wissen, dass dieser Graf Rallion ein Teufel sein konnte, ein hinterlistiger, grausamer, erbarmungsloser Teufel, der kein Verbrechen scheute, keine Rücksicht kannte, und vor Nichts zurückbebt, wenn es galt, ein Ziel zu erreichen, welches er sich zu dem seinigen gemacht hatte. Dieses fascinierende, gelbgrüne, giftige Auge hatte den höllischen Blick, den die Italiener Jettatura nennen, und von welchem sie meinen, dass jeder, auf dem er haftet, unwiderruflich dem Unglück verfallen sei.

Am frühen Morgen desselben Tages saßen in Simmern, dem Hauptstädtchen des Hundsrück zwei Herren, ein älterer und ein jüngerer, am Tische, um ihren Kaffee zu

trinken. Ihre Mienen zeigten dabei keineswegs jene Behaglichkeit, mit welcher man sich dem Genusse des braunen Mokkastranks hinzugeben pflegt; es schien vielmehr, als sei die Unterhaltung, welche sie führten, auf einen sehr ernsten Gegenstand gerichtet. Beide waren Offiziere, und beide trugen Uniformen, der Ältere die eines Generals und der Jüngere, welcher vielleicht achtundzwanzig Jahre zählen mochte, die eines Ulanenrittmeisters.

Dieser Letztere war ein ausgezeichnet schöner Mann. Obgleich er auf einem tiefen Polstersessel ruhte, sah man doch, dass er von einer hohen, breitschultrigen, höchst ebenmäßigen Gestalt sei. Sein von einem vollen, blonden Barte umrahmtes Gesicht war von einem weichen, aber doch männlich edlem Schnitt. Aus seinen blauen, treuherzigen Augen blickte jene Gutmütigkeit, welche körperlichen Riesen eigen zu sein pflegt; doch lag auf der Stirn eine Willensfestigkeit und Energie, welche sich nicht ermüden lässt, und unter den Spitzen des Schnurrbartes versteckte sich ein leiser, schalkhafter Zug, welcher widerwillig einzugestehen schien, dass der ausgesprochenen Gutmütigkeit unter Umständen eine ganz hinreichende Summe von Verschlagenheit und Berechnungsgabe zu Gebote stehen könne.

»Also, lieber Königsau, Ihre Instruktion haben Sie begriffen?«, fragte der General.

»Sie ist nicht sehr schwer zu verstehen, Exzellenz«, antwortete der Gefragte.

»Sehr wohl! Den Feldzugsplan müssen Sie sich selbst entwerfen. Ich kann Ihnen dies ohne Furcht überlassen, da ich weiß, was für ein gewandter Taktiker Sie sind. Es bleibt mir also nur noch übrig, Ihnen die Namen zu nennen. Wollen Sie sich dieselben notieren?«

Der Rittmeister zog eine Briefftasche hervor, dann fuhr der General fort: »Der Liebling Napoleons, von welchem ich sprach, ist der Graf Rallion, und der Vertraute des

Kriegsministers Leboeuf, den ich Ihnen bezeichnete, ist der Baron von Sainte-Marie. Der Graf hat einen Sohn und der Baron eine Tochter; die beiden Letzteren kennen sich noch nicht, sollen sich aber heiraten. Sie treffen in Ortry unweit der luxemburger Grenze in der Nähe von Thionville zusammen. Ortry gehört dem Baron. Dieser hat aus der Ehe mit seiner Frau einen Knaben, den seine Lehrer leidlich verwahrlost haben; darum engagiert der Baron einen deutschen Präceptor für den Jungen, und der sollen Sie sein.«

»Unter welchem Namen, Exzellenz?«

»Hier ist Ihre Legitimation, und hier sind auch Empfehlungsbriefe. Es wird ganz auf Sie ankommen, ob Sie Erfolg haben. Übrigens haben wir bereits für Alles gesorgt, sogar für Photographien der betreffenden Personen, damit Sie sich im Voraus zu orientieren vermögen.«

Er nahm aus der Briefftasche, aus welcher er bereits die Empfehlungsbriefe und die Legitimation gegeben hatte, mehrere Photographien und legte sie dem Rittmeister einzeln vor. »Hier«, fuhr er fort, »haben Sie das Brustbild des Grafen Rallion; hier ist sein Sohn, der Oberst; ferner sehen Sie hier den Baron de Sainte-Marie; dies ist sein Junge; der Schlingel sieht nach gar nichts Gutem aus. Desto größeren Eindruck macht seine Stiefschwester Baronesse Marion. Hier ihr Porträt. Ich muss Sie vor derselben warnen, denn ich gestehe, dass ich nicht weiß, ob ich, als ich noch in Ihren Jahren stand, solchen Augen widerstanden hätte.«

Er hatte diese letzten Worte im Scherze gesprochen. Der Rittmeister nahm das Bild. Kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, so fuhr er vom Sessel empor.

»Was ist's?«, fragte der General. »Kennen Sie die Dame?«

Das Rot der Beschämung flog über das Gesicht des Rittmeisters. Ein wackerer Soldat darf sich nicht überraschen lassen. »Nein, Exzellenz«, antwortete er, sich wieder niedersetzend.



Der Vorgesetzte blickte ihm zwar wohlwollend, aber forschend in die Augen und sagte: »Es schien mir doch so. Warum erstaunten Sie?«

Der Rittmeister zögerte ein Weilchen mit der Antwort, erklärte dann aber: »Ich sehe, dass ich sprechen muss, um kein Misstrauen aufkeimen zu lassen. Ich sah auf einem Spazierritte in der Nähe Dresdens eine Dame, deren ebenso große wie eigentümliche Schönheit einen großen Eindruck auf mich machte, obgleich ich sie nur im Vorüberreiten erblickte -«

»Ah, endlich einmal Feuer gefangen!«, lachte der General. Richard von Königsau errötete abermals und verteidigte sich: »Ich habe bisher nur meiner Pflicht leben wollen, denn ich bin arm und diene, offen gestanden, auf Avancement. Darum nahm ich mir nicht Zeit, mich nach einem zarten Verhältnis zu sehnen.«

»O, gerade da Sie arm sind, mussten Sie nach einer reichen Hilfe trachten!«

»Ich bitte um Entschuldigung, Exzellenz, dass ich hier meine eigene Ansicht habe. Ich mag meiner Frau nur mein Lebensglück, nicht aber äußeren Besitz und sonstige Vorteile verdanken. Ich will meinem Herzen das Recht geben, sich ein zweites Herz zu wählen. Der kurze Augenblick auf dem Ritt zwischen Dresden und Blasewitz wäre vielleicht bedeutungsvoll geworden, wenn er von längerer Dauer gewesen wäre. Da kam ich einige Tage später in Berlin zum Photographen, um mir bestellte Karten abzuholen, und erblickte bei ihm das - Bild jener Dame. Ich bat um einen Abzug davon, erhielt ihn aber nicht; da der Mann dies nicht mit seiner Pflicht vereinigen zu können erklärte. Ja, ich konnte nicht einmal ihren Namen erfahren, weil sie ihn nicht genannt, sondern erklärt hatte, dass sie ihre Photographien selbst abholen werde. Exzellenz werden sich nicht wundern, dass ich überrascht war, nun hier das Bild zu sehen und den Namen zu erfahren.«

Der General lächelte freundlich und meinte: »Und ebensowenig werden Sie sich darüber wundern, dass es Leute gibt, gegen welche gewisse Photographen gefälliger sind als gegen Sie. Aber, lieber Rittmeister, die Erfüllung Ihrer Pflicht wird Ihnen jetzt bedeutend schwerer fallen, als Sie vorher dachten. Es ist kein Spaß, sich der Dame seines Herzens als Präceptor, als Schulmeister, vorstellen zu müssen, während man ganz andere Meriten hat!«

Da trat bei dem Rittmeister jener verborgene Zug von Schalkheit und List deutlicher hervor; er machte eine unternehmende Handbewegung und antwortete: »Erstens kann ich die Baronesse ja gar nicht als die Dame meines Herzens erklären, und zweitens glaube ich nicht, dass die Coeurdame meiner Aufgabe gefährlich werden kann.« Und ernster fügte er hinzu: »Exzellenz wissen, dass ich nie leichtsinnig spiele.«

»Ich weiß das, Rittmeister, ich weiß es!«, versicherte der General. »Ich bin ganz und gar ohne Besorgnis und entlasse Sie jetzt mit der Überzeugung, dass Sie unsere Zufriedenheit erlangen werden. Unser Kaffee ist alle und unser Gespräch zu Ende. Gehen Sie mit Gott, Herr Ritt -- wollte sagen, Herr Schulmeister!«

Er hatte sich erhoben und reichte Richard die Hand. Dieser drückte sie halb ehrfurchtsvoll und halb bescheiden freundschaftlich, steckte die empfangenen Papiere und Photographien zu sich und ging.

Auf seinem Zimmer angekommen, zog er Marions Bild hervor, betrachtete es aufmerksamer, als er es vorher gekonnt hatte, drückte es dann an seine Lippen und flüsterte so innig, so zärtlich, als ob sie in Person vor ihm stehe: »Ja, Du bist's, Du bist's, nach der ich mich so heiß gesehnt habe. O, nun werde ich Dich sehen; ich werde Deine Stimme hören und in Deiner Nähe sein dürfen! Aber - ach, dieser Oberst, dieser Rallion! Soll er sie bekommen? Er kennt sie nicht und sie ihn auch nicht. Also eine Convenienzheirat, oder vielleicht noch schlimmer. Pah, wir

werden jetzt wohl sehen! Anstatt vor einer, stehe ich jetzt vor zwei Aufgaben; ich habe meine Pflicht zu erfüllen und meinem Herzen zu genügen. Lasst uns sehen, wer den Preis erhält, der Franzose oder der Deutsche!«

Er klingelte. Sein Bursche erschien. »Hast Du alles besorgt, Fritz?«, fragte er ihn.

»Alles, auch den verteufelten Buckel«, lautete die Antwort. »Wollen Sie sich das Ding denn wirklich aufschnallen, Herr Rittmeister?«

Richard brauchte doch einige Zeit, ehe er sich entschied. »Ja. Es bleibt Alles bei meinem früheren Entschlusse. Der Buckel kann übrigens gar nicht weggelassen werden, da er in meiner Legitimation angegeben ist.«

»Und wann reisen Sie ab, gnädiger Herr?«

»Sobald Du fertig bist. Das wird nicht lange dauern, denn da Du ein gelernter Friseur bist, so wird es Dir von der Hand gehen.«

»Aber der prachtvolle Bart!«

»Er wird wieder wachsen, Fritz. Die Hauptsache ist, dass ich hier aus dem Hause komme, ohne dass man meine veränderte Gestalt bemerkt. Ich werde Dich und den Wagen vor der Stadt erwarten. Ich fahre über Kirchberg nach Trarbach, wo ich morgen Früh den Moseldampfer besteige. Doch werde ich im letzten Dorfe vor Trarbach den Wagen verlassen, da es auffallen würde, wenn ein Schulmeister per Equipage ankäme. Der General wird ihn dort abholen lassen. Wir Beide reisen weiter, ohne uns zu kennen. Ich gehe als Erzieher nach Ortry, und für Dich wird sich in der Nähe ein Plätzchen finden lassen, wo Du mir zur Disposition stehen kannst, ohne dass Deine Anwesenheit auffällig erscheint, oder Misstrauen erweckt. Fange jetzt an!«

Eine Stunde später verließ ein Mann auf der Kirchberger Straße die Stadt Simmern, den man auf den ersten Blick für einen Jünger der Erziehungskunst halten musste. Seine früher wohl hohe Gestalt war – wohl vom vielen Studieren –

vornüber gebeugt und steckte in einem engen, ziemlich verschossenen, aber sehr reinlich gehaltenen Anzuge. Der Mann war buckelig, doch nahm ihm dieser bedauerliche Zustand nichts von der Würde seines Berufes, welche seinem ganzen Wesen sichtlich aufgeprägt war. Sein schwarzes, bereits spärliches Haar fiel lang bis auf den Kragen seines Frackes herab, der vor zwanzig Jahren einmal in der Mode gewesen war. Der Cylinderhut auf seinem Kopfe und der graublau Regenschirm unter seinem Arme waren gewiss langjährige Gefährten dieses Frackes, und das einfache Messinggestelle der großglasigen blauen Brille schien auch nicht kürzere Zeit im Dienst gestanden zu haben.

Nach einiger Zeit wurde dieser Mann von einer Equipage eingeholt, und da dieselbe unbesetzt war, hatte der Kutscher die Freundlichkeit, den Mann als nicht zahlenden Passagier aufsteigen zu lassen.

Sie erreichten Kirchberg, fuhren, ohne anzuhalten, durch diesen Ort und kamen in der Abenddämmerung an ein Dorf, vor welchem der Gast ausstieg. Er ging durch das Dorf und kam dann an ein kleines Wäldchen, in welchem er wartete, bis nach einer halben Stunde der Kutscher wieder zu ihm stieß, dieses Mal jedoch zu Fuße gehend. »Alles in Ordnung?«, fragte der Mann.

»Ja, Herr Rittmeister!«

»Bst, lass den Rittmeister jetzt bei Seite! Du kennst mich jetzt gar nicht, und wenn wir uns später sprechen, bin ich für Dich nur der Doctor der Philosophie Andreas Müller. Verstanden?«

»Sehr wohl, Herr Doctor!«

»So komm!«

Sie wanderten miteinander durch die einbrechende Nacht und erreichten Trarbach kurz vor neun Uhr Abends. Hier trennten sie sich, um jeder einen anderen Gasthof aufzusuchen. Da Beide nicht bekannt hier waren, mussten sie sich die Wirtshäuser erst erfragen. Doctor Müller traf

einen Mann, welcher auf seine Frage ihm zur Antwort gab: »Kommen Sie; ich werde Sie führen, denn ich gehe ein Glas Bier trinken; unser Weg ist also derselbe. Große Ansprüche werden Sie allerdings nicht machen können, denn heute ist der Tag, an welchem das Schiff aus Coblenz hier anlegt, und da sind viele Reisende hier ausgestiegen, welche die besten Zimmer natürlich besetzt haben.«

Müller fand die Wahrheit dieser Worte bestätigt. Es gelang ihm zwar, noch einen Platz zu erhalten, doch lag der Raum hoch unter dem Dache, woraus er sich freilich nicht viel machte.

Die Gaststube, in welcher er sein Abendbrot einnahm, war ziemlich geräumig. Es befand sich da ein Billard, an welchem die französischen Herren spielten, welche mit dem Dampfer hier angekommen waren. Sie traten hier ebenso laut und rücksichtslos auf, wie auf dem Fahrzeuge und taten, als ob außer ihnen Niemand zugegen sei. Auch der Oberst befand sich noch bei ihnen. Er war jetzt der Übermütigste von Allen. Er hatte sich der Baronesse vorgestellt, und ihre Seite nicht eher wieder verlassen, als bis er ihr die besten Zimmer dieses Hauses hatte zur Verfügung stellen können. Sie hatte ihn vollständig bezaubert. Er befand sich in einer Art von Rausch und hätte voll Glück, eine solche Braut zu besitzen, die größte Tollheit begehen können.

Marion war zwar höchst überrascht gewesen, als er ihr seinen Namen genannt hatte. Ihre erste, augenblickliche Regung war gewesen, ihn abweisend zu behandeln, um sich gleich von vorn herein ihre Freiheit zu bewahren, doch war er so tadellos, so ausgezeichnet courtois gewesen, dass sie es für ganz unmöglich gefunden hatte, die schickliche Höflichkeit außer Acht zu setzen. Er hatte mit keiner Silbe des Verhältnisses erwähnt, in welches sie zu einander treten sollten; er hatte nicht in der leisesten Weise merken lassen, dass er sich die Erlaubnis nehmen könnte, zu ihr anders als zu einer vollständig fremden Dame zu sprechen,

und so hatte sie ihm keine abschlägige Antwort geben können, als er sie gebeten hatte, ihr später gute Nacht sagen zu dürfen. Er war schön, er war im höchsten Grade galant; sie fühlte keine Abneigung gegen ihn und beschloss, erst dann Stellung für oder gegen ihn zu nehmen, nachdem sie seinen Charakter und die Gründe kennen gelernt habe, welche ihren Vater veranlasst hatten, eine Verbindung zwischen ihr und ihm nicht nur zu wünschen, sondern in einer Weise anzukündigen, welche keine Zeitversäumnis zu wünschen und keinen Widerspruch dulden zu wollen schien.

Die Herren befanden sich gerade inmitten einer Partie, als die Uhr die zehnte Stunde schlug. Der Oberst zog die seinige heraus, um die Zeit zu vergleichen, und sagte: »Schon so weit! Ihr müsst mich entschuldigen. Ich muss zur Baronesse, um mich für heute bei ihr zu verabschieden.«

»Gehe!«, meinte Einer. »Ich werde für Dich stoßen.«

»Ich bitte Dich darum. Oder ah!« Sein Blick war auf Müller gefallen, welcher in der Nähe des Billards saß und dem Spiele zuschaute. »Ich will Dich nicht belästigen und mir lieber einen anderen Vertreter bestellen.«

Während dieser Worte trat er auf Müller zu und sagte: »Ich bin Graf Rallion. Wer sind Sie?«

Müller hob den Kopf und betrachtete den Fragenden vom Kopfe bis zu den Füßen herab. »Ah, Graf Rallion!«, dachte er. »Das ist ja der Gegner, mit dem Du Dich zu messen hast!« Und laut antwortete er: »Ich heiße Müller und bin Erzieher.«

Er hatte diese Worte trotz der rüden Anfrage des Obersten in einem höchst bescheidenen Tone gesprochen.

»Erzieher? Gut! Können Sie Billard spielen?«

»Ein wenig.«

»So vertreten Sie mich für kurze Zeit. Es ist das eine Ehre für Sie. Verstanden?«

Es machte Müller Spaß, auf die ungezogene Intention dieses Mannes einzugehen, darum antwortete er sehr unterwürfig: »Ich weiß das, gnädiger Herr, und werde mir alle mögliche Mühe geben.«

»Tun Sie das! Ich sage ihnen, wenn ich wiederkomme und sehe, dass Sie mir die Partie verdorben haben, so dürfen Sie wohl auf einen Lohn aber auf keinen Dank rechnen.« Er verließ die Stube, nachdem er seine Freunde durch einen Blick aufgefordert hatte, sich mit dem Buckeligen ein Plaisir zu bereiten.

Sie versuchten dies und Müller nahm ihre losen Witze so demütig hin, als ob er gar nicht an die Möglichkeit des Gegenteiles denke. Dabei spielte er so schlecht, dass er bei jedem Stoße ein schallendes Gelächter erregte. Nach kurzer Zeit kam der Oberst zurück und blickte nach seiner Nummer. Er sah, dass sie sich verschlechtert hatte und fasste Müller am Arme. »Herr, wie können Sie es wagen, meine Partie so zu verderben?«, rief er. »Wissen Sie, dass Sie ein dummer, deutscher Tölpel sind?«

»Sehr wohl, gnädiger Herr!«, antwortete Müller sehr ernst und mit einer tiefen, ehrerbietigen Verbeugung.

Er wurde ausgelacht und auch der Oberst stimmte in das Lachen ein. »Eigentlich sollte ich Sie bestrafen«, sagte er; »aber Sie sind ja ein halber Krüppel, mit dem man Nachsicht haben muss. Doch ganz und gar lasse ich Sie nicht entkommen. Sie tun, sobald die Reihe an mich kommt, noch einen Stoß für mich. Ist er gut, so dürfen Sie gehen, ist er aber schlecht, so haben Sie sich auf einen Stuhl zu stellen und uns öffentlich Abbitte zu leisten.«

»Schön, gnädiger Herr!«, sagte Müller und ergriff das Queue wieder, welches er bereits fortgelegt hatte. »Nur noch einen einzigen Stoß?«

»Ja.«

»In Ihrem Auftrage? Unter Ihrer Verantwortung?«

»Natürlich! Die Nummer ist ja die meinige!«

Müller nickte mit einem sehr devoten Gesicht, wartete, bis die Reihe an ihm war und trat dann an die Bande. Als er das Queue anlegte, befahl der Oberst: »Also rechte Mühe geben! Vorwärts!«

»Keine Sorge«, meinte Müller mit zuversichtlichem Lächeln. »Ich weiß ganz gewiss, dass es dieses Mal gelingen wird.«

Er holte aus, stieß mit voller Gewalt zu und - riss ein langes Loch in das Billardtuch. Die Folge war vorherzusagen. Alles lachte, der Oberst aber fasste ihn und schüttelte ihn wütend hin und her. »Kerl, Esel, Tölpel!«, rief er. »Wissen Sie, dass ich das Tuch zu bezahlen habe?«

»Ja«, antwortete Müller sehr höflich, indem er sich geduldig schütteln ließ.

Gegen diese Passivität war nichts zu machen. Der Oberst ließ ihn los und rief den Wirt herbei. Dieser erklärte, dass hier der gewöhnliche Schadenersatz, der für ein kleines Loch gebräuchlich ist, nicht zureichend sei. Der gewaltige Riss war nicht zu reparieren und der Oberst musste sich bereit erklären, den ganzen Wert des Tuches zu bezahlen. Er ahnte dabei gar nicht, dass es Müllers wirkliche Absicht gewesen sei, ihn zu bestrafen, und befahl diesem, die öffentliche Abbitte zu tun.

Müller stieg sehr bereitwillig auf einen Stuhl und sagte mit lauter Stimme: »Ich bitte öffentlich um Verzeihung, dass der Herr Graf Rallion durch mich nichts fertig bringt als Löcher ins Tuch. Ich hoffe, dass bei der nächsten Partie nicht wieder ich Derjenige bin, der um Verzeihung bittet. Gute Nacht!«

Er stieg vom Stuhl und war zur Tür hinaus, ehe man ihn fragen konnte, wie er seine letzten Worte gemeint habe. Die Herren dachten wohl nicht, dass sie bereits am nächsten Morgen in Erfüllung gehen würden. Müller hatte das Zimmer so schnell verlassen, um alle Weiterungen zu vermeiden und sich zur Ruhe zu begeben. Er kannte die Lage der ihm angewiesenen Kammer, da man ihm dieselbe



bei seiner Ankunft gezeigt hatte, und war überzeugt, sie aufzufinden, auch ohne dass es nötig war, sich leuchten zu lassen.

Er gelangte in den ersten Stock, dessen ganzen Corridor er zu durchgehen hatte, um die Treppe zu erreichen, die ihn vollends nach oben brachte. Der Fußboden war mit einem weichen Läufer belegt, so dass seine Schritte nur ein sehr geringes Geräusch hervorbrachten. Er hatte noch nicht die Hälfte des dunklen Weges zurückgelegt, da öffnete sich gerade vor ihm eine Tür und eine Dame trat heraus. Sie stand nach dem Innern des Zimmers gerichtet, so dass er sie nur von hinten sehen konnte, und sagte in das Zimmer hinein: »Nochmals gute Nacht, meine liebe Nanon. Träume nicht allzuviel von Deinem Ideal, sonst geht es Dir in Erfüllung, wie das meinige!«

Sie wendete sich um und erblickte ihn. Beide standen einander gegenüber, ganz bewegungslos, sie vor Schreck und er vor glückseligem Erstaunen. Das war ja das leibhaftige Original seines Bildes! Und wie schön, wie unendlich schön war sie in dem unverschwiegenen Nachtgewande, welches ihre entzückenden Reize nicht zu verbergen vermochte. Er hatte im Vorüberreiten ihr Antlitz und ihre Büste gesehen, jetzt aber stand sie vor ihm in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit, so wie sich nur die Freundin der Freundin, oder das Weib dem geliebten Manne zeigt. Das Blut drängte sich nach seinem Herzen; seine Pulse stockten; er fühlte, dass dieses Mädchen sein werden müsse um jeden Preis, der sich mit der Rücksicht auf seine Ehre vertrage. Und sie war erschrocken, hier so plötzlich einen Mann vor sich zu sehen.

»Was wollen Sie hier?«, fragte sie, um nur Etwas zu sagen.

»Verzeihung«, antwortete er; »der Teppich dämpfte den Schall meiner Schritte. Ich wollte vorübergehen, als Sie auf den Corridor traten.«

Er sagte dies in einem Tone, welcher ihre Bestürzung völlig beseitigte. Sie erhob das Licht, welches sie in der Hand

hielt, und beleuchtete ihn, ohne daran zu denken, dass sie mit dem erhobenen Arme eine Figur von so plastischer Vollendung, so sinnverwirrender Schönheit bilde, dass er alle seine Beherrschung aufbieten musste, um seinen Blicken zu gebieten, sich nicht zu verirren.

Jetzt fiel das Licht voll auf ihn. Ihre Augen öffneten sich; sie trat rasch einen Schritt zurück und fragte hastig: »Wer sind Sie?«

»Ich heiße Müller und bin Lehrer«, antwortete er. Wie gern hätte er ihr seinen wahren Namen und Stand genannt und ihr gesagt: »Ich liebe Dich zum rasend werden. Sei mein, Du Krone aller Mädchen und Frauen!«

»Ah, welche Ähnlichkeit!«, sagte sie.

»Bis auf fast nur den Bart!«, erklang da eine silberhelle Stimme aus dem geöffneten Zimmer heraus.

Müller hatte bis jetzt nur Augen für die Baronesse gehabt; nun erst bemerkte er, dass eine zweite Dame im Zimmer stand und ihn betrachtete. Er konnte sich ihre Worte nicht erklären, machte eine Verbeugung und setzte seinen Weg fort.

»Mein Gott!«, hörte er hinter sich rufen. Die folgenden Worte wurden leise geflüstert, so dass er sie nicht verstehen konnte. Sie lauteten: »Der Mann ist ja - buckelig, liebe Marion. Wie schade um dieses Gesicht!«

Marion trat wieder in das Zimmer zurück, zog die Tür heran und sagte: »Er hat mich sehr erschreckt. Also auch Du hast seine Ähnlichkeit bemerkt?«

»Mit der Photographie des Rittmeisters von Königsau? Ja. Doch gehen sie einander jedenfalls nichts an.«

»Ganz sicher! Aber im ersten Augenblicke war es mir doch, als ob er wirklich vor mir stände, ganz er selbst, nur mit fehlendem Barte. Gute Nacht, Nanon!«

»Gute Nacht, meine beste Marion!«

Die Baronesse schloss die Tür und begab sich in das nebenanliegende Zimmer, welches das ihrige war. Sie hatte

es vorhin auf kurze Zeit verlassen, um noch ein paar Worte mit der Freundin zu plaudern.

Während die Damen sich zur Ruhe begaben, lehnte Müller am offenen Fenster seines kleinen Dachkämmerchens und ließ seinen Blick den dahineilenden Wolken nachschweifen. Aber er dachte an etwas ganz Anderes als an die feuchten Gebilde der Luft. Er dachte an das göttliche Mädchen, das ihm jetzt erschienen war wie ein Wesen aus überirdischen Regionen. Und er dachte auch an die Worte, welche er gehört hatte, und die er nicht zu verstehen vermochte. Was hatte sie gemeint mit dem Ideale, welches ihr verkörpert worden sei? Welche Ähnlichkeit war den Beiden an ihm aufgefallen? – »Bis auf den Bart«, hatte die Andere gesagt. Das meiste Nachdenken aber verursachte ihm der Umstand, dass Graf Rallion auch mit zugegen war. Hatte der General denn nicht gesagt, dass sie einander noch gar nicht gesehen hätten? Sollte dies auf einem Irrtum beruhen? Sollte vielleicht gerade dieser Oberst ihr Ideal gewesen sein? Bei diesem Gedanken war es Müller, als ob man ihm ein Schwert mitten durch das tiefste Leben stoße. Es türmte sich vor ihm auf wie eine dunkle, verhängnisvolle Wand, bereit, über ihm zusammenzubrechen, und ihn unter ihrem Schutt zu begraben. Er fand während der ersten Hälfte der Nacht keine Ruhe und schlief erst ein, als die ersten Vogelstimmen bereits das Nahen des heranbrechenden Morgens verkündeten.

Und dann kam der Hausknecht, um ihn mit der Bemerkung zu wecken, dass das Dampfboot in kurzer Zeit aufbrechen werde. Er erhob sich, und fand, als er das Gastzimmer betrat, dass die Passagiere bereits alle aufgebrochen waren. Er trank seinen Kaffee schleunigst und eilte ihnen nach. Da fiel ihm unterwegs ein, dass er der Baronesse hätte sagen können, dass er als Erzieher ihres Stiefbruders engagiert sei; doch konnte er den Umstand, es unterlassen zu haben, für keinen Fehler halten. Er brauchte ja nur zu tun, als ob er ihren Namen gar nicht kenne.

Es war nach dem gestrigen schönen Tage ein minder angenehmer Morgen eingetreten. Dichter Nebel lag auf dem Flusse, und es schien nicht, dass er sich bald teilen und erheben wolle. Die Luft lag schwer und regungslos auf der Gegend, und anstatt der gewöhnlichen Morgenfrische war eine laue, unerfreuliche Pression zu bemerken, welche die feuchten Ausdünstungen der Wiesen und des Flusses beinahe greifbar machte.

Als Müller an Bord stieg, stand man bereits im Begriff, das Landungsbrett vom Schiffe wegzuziehen. Er sprang hinüber und löste sich an der Schiffskasse ein Billet des zweiten Platzes. Ein Schulmeister kann nicht gut für den ersten Platz bezahlen. Da er hinten eingestiegen war, musste er die ganze Länge des ersten Platzes durchwandern. Dort saßen bereits die französischen Herren auf ihren Feldstühlen. Als sie ihn erblickten, rief der Oberst: »Da kommt auch der deutsche Tölpel! Macht ihm Platz, damit er kein Unheil anrichtet!«

Sie ließen ihn unter lautem Lachen an sich vorübergehen. Er nickte ihnen mit ehrerbietiger Freundlichkeit zu und zog den Hut vor ihnen, als ob er ihre höhnischen Gesichter für den Ausdruck gnädiger Herablassung halte.

Vorn auf dem zweiten Platz saß Fritz, der Diener, welcher gar nicht tat, als ob er Müller bemerke. Er hatte sich sehr verändert. Anstatt seiner gestrigen Kleidung trug er eine weite, blauleinene Blouse, ebensolche Hose und ein rotes Tuch um den Hals. Auf seinem ganz glatt geschorenen Kopfe saß ein Hut von ganz der Form, wie sie in jenen lothringischen Gegenden, besonders in den Departements Moselle und Meurthe gebräuchlich ist. Wer ihn nicht kannte, der musste ihn für einen jungen Landmann aus der Gegend von Metz oder Nancy halten. Müller hatte keine Ahnung, auf welche Weise Fritz zu dieser Umwandlung gekommen war, doch freute er sich über dieselbe, da sie den Umständen ganz angemessen war. Er wusste, dass Fritz ein schlauer und vorsichtiger Kopf war, auf dessen

Treue und Verschlagenheit er sich vollständig verlassen konnte, und so erwartete er die spätere Erklärung desselben mit größter Ruhe.

Das Schiff setzte sich in Bewegung und stieß vom Ufer ab. Müller stand an der Brüstung und beobachtete die Bewegung der Räder, welche die heut sehr dunkel gefärbten Wasser peitschten. Da bemerkte er einen Mann, welcher vom ersten Platze auf dem Hinterteile des Schiffes aus langsam nach vorn geschritten kam. Beim Anblicke dieses Herrn drehte er sich schnell um. Es war klar, dass er verhindern wollte, von ihm genauer betrachtet zu werden.

Der betreffende Herr war sehr anständig gekleidet. Seine fast militärisch stramme Haltung, der elegant gehaltene Vollbart und das goldene Lorgnon gaben ihm ein vollständig distinguiertes Aussehen. Seine scharfen Blicke überflogen die Anwesenden. Als er den Buckeligen erblickte, flog ein leises Lächeln über seine geistreichen Züge, und er schritt in der Haltung eines Mannes auf ihn zu, der sich gelangweilt fühlt, und um jeden Preis eine Zerstreuung sucht, mag sie sich ihm nun bieten, auf welche Art es immer sei.

Müller bemerkte dies und wendete sich noch weiter ab, so viel dies, ohne auffällig zu werden, geschehen konnte. Es half ihm nichts. Der Fremde schlenderte bis hart an ihn heran, blieb da stehen, warf einen beobachtenden Blick hinaus auf den dichten Nebel und sagte dann: »Ein unangenehmer Morgen! Dieser Nebel ist so dick und massig, dass es scheint, als könne man ihn in Bänder zerschneiden. Ich fürchte, wir werden auf unserer Fahrt ein tüchtiges Gewitter bekommen.«

Müller wusste, dass ihn der Fremde sehr gut kenne, nicht nur ihn, sondern auch den Diener Fritz. Er sah seinen ganzen Plan in der allergrößten Gefahr, aber er musste antworten. Er verstellte so viel wie möglich seine Stimme und sagte: »Das Gewitter ist uns sicher. Man wird nach unten gehen müssen.«

Dabei drehte er sich um und machte Miene, seinen Worten sogleich die Tat folgen zu lassen. Der Andere jedoch legte ihm die Hand auf den Arm und meinte: »Sie können noch warten, denn das Wetter hat sich noch lange nicht ausgebildet. Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen! Ich nenne mich Bertrand und bin seit einiger Zeit Arzt in Thionville.«

Jetzt war Müller gezwungen, sich voll nach dem Sprecher herum zu wenden. Er tat dies und sagte unter einer Verbeugung: »Ich heiÙe Andreas Müller und gehe als Erzieher nach Ortry.«

»Andreas Müller, Doctor der Philosophie; ich weiß das.«

»Ah!«, sagte Müller, beinahe erschrocken.

»Ja. Ich bin Hausarzt des Herrn von Sainte-Marie, der sich gegenwärtig in Ortry befindet, und weiß, dass er Sie erwartet.«

»Aber mein Herr, wie können Sie wissen, dass ich gerade der Erwartete bin.«

»Sie nennen mir ja Ihren Namen, den ich von dem Herrn Baron gehört habe. Und übrigens« – hier sank seine Stimme zu einem leiseren Tone herab – »hörte ich es auch von meinem Kräutersammler, welchen ich gestern Abend in Trarbach engagiert habe.«

Müller machte eine Bewegung, welche eine stumme Frage ausdrückte, und der Arzt, welcher dies bemerkte, fuhr fort: »Ich traf diesen Mann, dem ich sehr viel verdanke, ganz unerwartet. Ich muss Ihnen nämlich sagen, dass ich im letzten deutsch-österreichischen Kriege auf der Seite Österreichs als Arzt tätig war. Bei Gitschin passierte es mir, dass ich den Verbandplatz wechselte und dabei vor ein preußisches Ulanenregiment geriet, welches zur Attacke vorstürmte. Ich sah, dass ich nicht weichen konnte und zermalmt werden würde, besonders da mich in demselben Augenblicke ein Granatsplitter gefährlich verwundete und zu Boden riss. Ich erhob unwillkürlich in flehender Stellung die Arme. Die Lanzenspitzen der Ulanen flogen wie ein